

# literatur für leser

16

3

39. Jahrgang

## Inhaltsverzeichnis

Joela Jacobs · Über LiteraTier

Julia Eva Wannemacher · Vom Symbol zum Individuum: Tiere im Werk Jeremias Gotthelfs

Joela Jacobs · Separation Anxiety: Canine Narrators and Modernist Isolation in Woolf, Twain, and Panizza

Sabine Wilke · Von Bären, Katzen, Hunden und anderen nicht-menschlichen Wesen: Tierliches in Leopold von Sacher-Masochs Novelle *Venus im Pelz*

Belinda Kleinhaus · (Un)Thinking Otherness: The Entanglement of *Bios* and *Zoë* in Rahel Hutmacher's Animal Stories

Vanessa Hester · „Die Schranken zwischen Tier und Mensch fallen sehr leicht“: Die Wandlung der weiblichen Protagonistin in Marlen Haushofers *Die Wand*

Shreya Gaikwad · Historische Perspektivverschiebung auf Tiere in Marcel Beyers *Kaltenburg*



PETER LANG

# LiteraTier

herausgegeben von

**Joela Jacobs**



## Inhaltsverzeichnis

### Joela Jacobs

Über LiteraTier \_\_\_\_\_ 137

### Julia Eva Wannemacher

Vom Symbol zum Individuum: Tiere im Werk Jeremias Gotthelfs \_\_\_\_\_ 141

### Joela Jacobs

Separation Anxiety: Canine Narrators and Modernist Isolation in Woolf, Twain, and Panizza \_\_\_\_\_ 153

### Sabine Wilke

Von Bären, Katzen, Hunden und anderen nicht-menschlichen Wesen: Tierliches in Leopold von Sacher-Masochs Novelle *Venus im Pelz* \_\_\_\_\_ 169

### Belinda Kleinhans

(Un)Thinking Otherness: The Entanglement of *Bios* and *Zoë* in Rahel Huttmacher's Animal Stories \_\_\_\_\_ 181

### Vanessa Hester

„Die Schranken zwischen Tier und Mensch fallen sehr leicht“: Die Wandlung der weiblichen Protagonistin in Marlen Haushofers *Die Wand* \_\_\_\_\_ 197

### Shreya Gaikwad

Historische Perspektivverschiebung auf Tiere in Marcel Beyers *Kaltenburg* \_\_\_\_ 211

## literatur für leser

herausgegeben von: Keith Bullivant, Ingo Cornils, Carsten Jakobi, Bernhard Spies, Sabine Wilke  
Peer Review: literatur für leser ist peer reviewed. Alle bei der Redaktion eingehenden Beiträge werden anonymisiert an alle Herausgeber weitergegeben und von allen begutachtet. Jeder Herausgeber hat ein Vetorecht.

Verlag und Anzeigenverwaltung: Peter Lang GmbH, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Schlüterstrasse 42, 10707 Berlin,  
Telefon: +49 (0) 30 232 567 900, Telefax +49 (0) 30 232 567 902

Redaktion der englischsprachigen Beiträge: Dr. Sabine Wilke, Professor of German, Dept. of Germanics, Box 353130, University of Washington, Seattle, WA 98195, USA  
[wilke@u.washington.edu](mailto:wilke@u.washington.edu)

Redaktion der deutschsprachigen Beiträge: Dr. Carsten Jakobi, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, FB 05, Deutsches Institut, D-55099 Mainz  
[cjakobi@uni-mainz.de](mailto:cjakobi@uni-mainz.de)

Erscheinungsweise: 3mal jährlich  
(März/Juli/November)

Bezugsbedingungen: Jahresabonnement EUR 54,95; Jahresabonnement für Studenten EUR 32,95; Einzelheft EUR 26,95. Alle Preise verstehen sich zuzüglich Porto und Verpackung. Abonnements können mit einer Frist von 8 Wochen zum Jahresende gekündigt werden. Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, Vortrag, Funk- und Fernsehsendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – bleiben vorbehalten.

## Vom Symbol zum Individuum: Tiere im Werk Jeremias Gotthelfs<sup>1</sup>

In den Romanen, Erzählungen und Gedichten des Schweizer Schriftstellers Jeremias Gotthelf (1797-1854) haben Tiere große Bedeutung. Zunächst scheint das nicht weiter erstaunlich, sind doch die Werke Gotthelfs zu großen Teilen in einem bäuerlichen Milieu angesiedelt, in dem Tiere naturgemäß in großer Zahl vorhanden und vor allem als Transport- oder andere Arbeitstiere, Milchlieferantinnen und Nahrungsmittel nicht wegzudenken sind. Jedoch sind Gotthelfs Tiere mehr als Statisten im Dorfidyll oder -drama, sie sind Akteurinnen und Akteure, Redner, Briefschreiberinnen, in den verschiedensten Rollen und Funktionen. Der Forschungsstand zum Thema ist überschaubar; bisher sind Tiere oder vielmehr das Tier an sich vor allem in der Anthropologie Gotthelfs zum Forschungsgegenstand geworden.

Jeremias Gotthelf, dessen Romane und Erzählungen nicht nur eine Schweizer Leserschaft, sondern bald auch sein Berliner Verleger Julius Springer stets mit Ungeduld erwartete und dessen Werke heute mit denen der Zeitgenossen Annette von Droste-Hülshoff und Theodor Fontane in einem Atemzug genannt werden, war nicht nur Schriftsteller. Im Hauptberuf war Albert Bitzios, oder Jeremias Gotthelf, wie er sich als Autor später nannte, Pfarrer im Emmental, und die ländliche Umwelt seiner Gemeinde in der ersten Hälfte und bis zur Mitte 19. Jahrhunderts ist diejenige Szenerie, auf die sich Schweizer Patriotinnen und Patrioten noch heute gern berufen, wenn sie das Ideal der Schweiz, ihrer Bewohnerinnen und Bewohner, ihrer Landschaft und vor allem auch ihrer Landwirtschaft in Vergangenheit und Gegenwart beschwören. Doch der idyllische Schein ist schon bei Gotthelf mitunter brüchig. In der glatten, oft allzu glatten Oberfläche entstehen Risse, die die Abgründe in menschlichen Seelen sichtbar machen, und Brüche, die, liest man genauer, die festgeschriebene Grenze zwischen Mensch und Tier vielleicht zu Fall bringen könnten. Drei Beispiele aus dem Werk Gotthelfs schienen mir dafür besonders interessant, aus drei unterschiedlichen literarischen Genres, über verschiedene Tierarten, drei ganz verschiedene Begebenheiten.

### Tierschutz aus dem Pfarrhaus, oder Die Moral von der Geschicht'?

Das erste Beispiel entstammt einer der Kalendergeschichten aus dem *Neuen Berner-Kalender*, den Gotthelf zwischen 1839 und 1844 betreute. Volkskalender galten als ein Projekt, das der Information, Unterhaltung und Bildung der ländlichen Leserschaft gleichermaßen dienen sollte, und erfreuten sich im Allgemeinen großer Beliebtheit.

---

1 Meinen Berner Kolleginnen und Kollegen, den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Historisch-Kritischen Gesamtausgabe der Werke Jeremias Gotthelfs unter Leitung von Christian von Zimmermann, namentlich Manuela Heiniger, Kathrin Schmid und Patricia Zihlmann-Märki, danke ich für die Gespräche und Hinweise, mit denen sie mich bei der Vorbereitung dieses Aufsatzes in vielfältiger Weise unterstützen. Jegliche Fehler und Irrtümer sind allein mein.

Der bekannteste Autor von Kalendertexten, Johann Peter Hebel, stellte seine Kalendergeschichten selbst in Buchform zusammen, was Gotthelf zwar unterließ, doch griff er in vielen seiner Romane später auf Motive und Texte seiner Kalendergeschichten zurück. Der folgende Text Gotthelfs entstammt der auf mehrere Jahrgänge des Kalenders verteilt erscheinenden längeren Erzählung *Reisebilder aus den Weltfahrten eines Schneiders* und erschien im Jahr 1842:

Ein Kalb war ich, lag auf einem Wagen, und der eisige Höllenschmerz, der noch an mir wüthete, kam von den Füßen, die gräßlich zusammengeschnürt waren. Da lagen wir, ein ganzer Wagen voll Kälber, auf und über einander, im Trabe fuhr der Fuhrmann über Stöcke und Steine, und jeder Ruck schmerzte, als ob die Beine entzweirissen. Anfangs konnten wir noch brüllen, bald verging uns die Kraft dazu. Ein zweizentneriges Rad auf mir; um nicht zu ersticken, drängte ich meinen Kopf seitwärts; er fiel zum Wagen aus, hing in das Rad hinein, wurde leider nicht abgefahren, sondern schlug nur so ins Rad, wie ein Wasserhammer, und wurde fürchterlich zermalmt, doch nicht zum Tode. Was war ein Chaischen ziehen gegen diese Höllenfahrt, die ohne das geringste Labsal stundenlang dauerte?

Endlich hielt der Wagen, wir wurden hinuntergeworfen, die Bande aufgelöst, sollten nun selbst laufen. Laufen mit zerschlagenem Kopfe und erstarrten Beinen; laufen, umringt von bellenden Hunden und blutigen Menschen, die wir nie gesehen! Wir konnten, wir durften nicht laufen; da bissen die Hunde ein, rissen Stücke Fleisch aus den Beinen; wir stürzten blind in Wuth und Schmerz davon, da bissen die Hunde uns in die Nase, die blutigen Menschen schlugen mit schweren Knitteln uns auf den Kopf; liefen wir, oder stunden wir, so wurden wir geschlagen oder gebissen. So ging es einen langen unendlichen Weg einem großen Hause zu. Dort faßte man die Halbtooten wieder auf, schnürte noch fürchterlicher die Füße zusammen, warf mich, von allen das erste, auf einen blutigen Schragen. Vor mich stellte sich ein fetter, blutiger Metzger und wetzte mit aller Muße sein blankes Metzgermesser; es zwitzerte und funkelte gräßlich vor meinen Augen. Während er mit Wollust sein Messer strich, rief er einem Jungen: ob er es das erste Mal probiren wolle? Der Junge kam, nahm das Messer, stach es in meinen Hals, wühlte damit im Halse herum, aber es floß kein Blut, ich konnte nicht sterben. In fürchterlicher Pein rollte ich meine austretenden Augen, da sah ich über mir hangen den Kopf einer geschlachteten Kuh, in den hervorquellenden braunen Augen glänzte mir eine Schrift entgegen, wie sie dem Nebucadnezar glänzte an der Wand seiner Speisehalle; sie lautete: Du fauler und unnützer Knecht; leide, was deine Taten wert sind. Du lebst nur für deinen Leib; fühle nun an deinem Leibe, was du an andern gesündigt. Im Halse wühlte mir immerfort das Messer, ich konnte nicht sterben. Die Pein wuchs ins Unaussprechliche, und am Herzen begannen zu nagen Buße und Reue. Da sah ich, zerschmelzend in Pein, von neuem auf, über mir hing noch der todte Kopf, aber in seinen Augen glänzte eine neue Schrift, sie sagte: Stehe auf, du Diener deines Bauches, thue deine Pflicht, mache morgen gut, was du seit Jahren veruntreut! Sonst wirst du Nacht um Nacht auf diesen Schragen kommen, und von Nacht zu Nacht soll steigen deine Pein, bis der Tod dich nimmt und zur Hölle bringt! Da zuckte ich in Todesqualen [...]. Ich sah auf nach den braunen, toten Augen, wollte Stündigung, um Erbarmen bitten, aber keine Schrift sah ich mehr, nichts mehr in denselben als einen unaussprechlichen Schmerz. Aber aus meinem Halse glitt das Messer, von den Füßen fielen die Stricke, ich seufzte auf, meine Glieder bewegten sich wieder – ich erwachte.<sup>2</sup>

Das Erlebnis des Schlachtkalbs ist nur einer von mehreren Fällen, in denen Gotthelf ein Tier die Rolle des Icherzählers übernehmen lässt. Am bekanntesten unter diesen ist der *Brief der ehrsamten Frau Kleb an den Kalendermacher*, ein – natürlich fiktiver – Leserbrief, in dem sich eine Milchkuh über ihre schlechte Behandlung und übermäßige Ausbeutung durch einen hartherzigen und geldgierigen Bauern beklagt.<sup>3</sup> In der hier in Rede stehenden Erzählung des Kalbes ist es eine von mehreren Traumsequenzen, in denen der Icherzähler sich nacheinander in der Rolle eines misshandelten Tieres

---

2 Jeremias Gotthelf: *Neuer Berner-Kalender*. In: Jeremias Gotthelf: *Historisch-kritische Gesamtausgabe. Abteilung D. Band 1. Drucktext. Spätere Bearbeitungen. Handschriftliche Texte*. Hrsg. von Christian von Zimmermann, Thomas Richter u. Irene Keller. Hildesheim: Georg Olms Verlag 2012, S. 223-224.

3 Gotthelf: *Neuer Berner-Kalender*, S. 171-176. Vgl. dazu den Kommentar in der *Historisch-Kritischen Gesamtausgabe. Abteilung D. Band 3.1. Kommentar. Erster Teilband*. Hrsg. von Christian von Zimmermann, Barbara Berger Guigon, Stefan Humbel u. Patricia Zihlmann-Märki. Hildesheim: Georg Olms Verlag 2012, S. 461-463.

findet; unmittelbar voran geht das Erlebnis eines geschundenen Kutschpferdes, wobei das Leiden des Schlachtkalbs dem gegenüber noch als Steigerung der Intensität des Schmerzes empfunden wird, wie der Stoßseufzer „Was war ein Chaischen ziehen gegen diese Höllenfahrt“ deutlich macht. Misshandlungen von Kutschpferden sind etwas, gegen das Gotthelfs nicht nur an dieser Stelle anschreibt; auch die berühmtere Kalendergeschichte mit dem titelgebenden *Mordiofuhrmann* spricht davon.<sup>4</sup> Schon bei der 1840 erschienenen Kalendergeschichte *Der bekehrte Mordiofuhrmann* ist bekannt, dass Gotthelf damit auf die lange verschleppten Beratungen zu einem Berner Tierschutzgesetz anspielte, das die Fuhrlasten begrenzen und den Tieren einen minimalen Schutz bieten sollte und das schließlich erst 1843 (in Bezug auf die Fuhrlasten) beziehungsweise 1844 (als allgemeines Tierschutzgesetz) erlassen wurde.<sup>5</sup> Die Niederschrift des *Mordiofuhrmanns* ist darum mit großer Wahrscheinlichkeit im Kontext politischer Bestrebungen zu verstehen, die Tierschutz endlich gesetzlich verankert sehen wollten. Gotthelf hat diese Erzählung in mehreren Fassungen veröffentlicht, wobei in den späteren Fassungen aus der zweiten Hälfte der vierziger Jahre eher die religiös-moralisierenden Aspekte in den Vordergrund gerückt zu sein scheinen – denn das Berner Tierschutzgesetz, auf dessen Erlass die Erstfassung noch wartete, war ja seither Realität geworden. Anders als beim *Mordiofuhrmann* wird in der hier zitierten Erzählung aus den *Reisebildern aus den Weltfahrten eines Schneiders* kurz zuvor sogar explizit angemahnt, „endlich einmal das Gesetz über Thierquälerei zu entwerfen und vorzubereiten“.<sup>6</sup> Es ist sicher zutreffend, Bitzias alias Gotthelf als einen der Vorkämpfer der ersten Tierschutzgesetze in der Schweiz anzusehen.

Sein Mitgefühl gilt nicht nur den Kutschpferden und ihrer Situation, an der sich immerhin, wie durch die Begrenzung der Fuhrlasten, durch neue Gesetze einiges grundsätzlich verbessern ließ, und auch nicht nur den Milchkühen, die von den Bauern oft schlecht behandelt und ausgebeutet wurden. Dennoch lässt uns die Erzählung vom Traum des Icherzählers als Schlachtkalb ratlos zurück. An der Situation der Schlachttiere ließ sich letztlich wenig ändern, und es ist auch nicht bekannt oder anzunehmen, dass Gotthelf einer der Vorkämpfer des Vegetarismus gewesen sei oder sich grundsätzlich gegen das Töten von Tieren zur Nahrungsgewinnung eingesetzt hätte. Die Intention der Erzählung, in der der Icherzähler sich in der Rolle des Schlachtkalbs findet, ist daher weniger klar als bei solchen Erzählungen, in denen es etwa um die Misshandlung von Kutschpferden gilt, denen mit gesetzlichen Vorschriften geholfen werden konnte. Ratlos macht auch der scharfe Kontrast zwischen der existentiellen Furcht des Schlachtieres und der Gefühllosigkeit der Menschen, die darin gipfelt, dass zuletzt ein Kind aufgefordert wird, „es“ – nämlich das Töten – zu „probieren“. Doch sehen wir uns den Text noch einmal an.

Die Beschreibung der Schlachthofszene, die in der hier zitierten Kalendergeschichte geschildert wird, steht angesichts der inneren Anteilnahme, deren ihr Autor ganz offensichtlich fähig ist, und der äußeren Drastik der Schilderung in ihrer Plastizität modernen Aufnahmen aus einem Schlachtbetrieb in nichts nach. Die Perspektive ist die

4 Gotthelf: *Neuer Berner-Kalender*, S. 28-35.

5 Vgl. hierzu den Kommentar zu der Erzählung *Der bekehrte Mordiofuhrmann* im *Neuen Berner-Kalender* für das Jahr 1840. „Jeremias Gotthelf und der Neue Berner-Kalender“. In: *Historisch-Kritische Gesamtausgabe. Abteilung D. Band 3.1*, S. 167-168. Für den Hinweis danke ich Patricia Zihlmann-Märki.

6 Gotthelf: *Neuer Berner-Kalender*, S. 221, Z. 29-30.

des erschöpften, geängstigten, gequälten Tieres, das seinen physischen Schmerzen und seiner Angst in menschlicher Sprache Ausdruck verleiht. Am Ende jedes Alptraums steht, zum Glück, das Erwachen – und kurz vorher wird das lyrische Ich direkt angesprochen und liest im Auge des toten Tieres die Aufforderung „Du fauler und unnützer Knecht [...] fühle an deinem Leibe, was du an anderen gesündigt!“<sup>7</sup>. Hier wird die Doppelrolle des Erzählers deutlich: In seinem Traum ist er das unschuldige Kalb, das zur Schlachtbank geführt wird und schuldlos leidet; im Wachen hingegen ist er es, der in seiner realen, menschlichen Existenz genau solches Leiden verschuldet, wie er es nun träumend selbst erfährt. Über mehrere Absätze hinweg bedient sich der Erzähler hier biblischer Terminologie und Sprache. Gotthelf spielt zunächst an auf die biblische Erzählung aus dem Buch des Propheten Daniel, die als *Gastmahl des Belsazar* bekannt ist.<sup>7</sup> König Belsazar feiert mit tausend seiner Gefolgsleute ein Fest und verwendet die Gefäße, die sein Vater Nebukadnezar aus dem Tempel Gottes in Jerusalem entführt hat, als Trinkgefäße. Plötzlich erscheint eine Schrift an der Wand des Saales, die niemand deuten kann, bis schließlich der König den Propheten Daniel herbeirufen lässt. Daniel liest die Worte als *Mene mene tekel uparsin* und erklärt dem König, sie bedeuten, dass er gewogen und für zu leicht befinden wurde, und ihm daher seinen Tod und den Untergang seines Reiches verheißen. Während beim Propheten Daniel die Schrift an der Wand den Frevel gegen Gott und das schlechte Regieren eines lasterhaften Monarchen moniert, thematisiert bei Gotthelf die Schrift im Auge des toten Tieres auf den ersten Blick etwas ganz anderes, nämlich den gedankenlosen Fleischkonsum eines Menschen, der so das entsetzliche Leiden des Kalbes verursacht. Doch der biblischen Anspielungen ist damit noch kein Ende. Die Anrede an das lyrische Ich als „fauler und unnützer Knecht“ stammt aus einem neutestamentlichen Gleichnis Jesu,<sup>8</sup> in dem ein Mensch wegen seiner Verfehlungen beim Jüngsten Gericht aus der Gegenwart Gottes für immer verbannt wird – doch bei Gotthelf nicht wegen Verfehlungen gegen Gott oder Mensch, sondern wegen Verfehlungen gegen das Tier als Mitgeschöpf.

Gleich zwei Mal wird so durch die Wahl biblischer Sprache deutlich, dass Gotthelf das gedankenlose Verursachen von Tierleid durch den Vergleich mit Sündern in der Bibel als Verfehlung gegen den Willen Gottes auffasst; etwas, das die beiden biblischen Protagonisten im Alten und Neuen Testament mit dem Tod oder sogar der ewigen Verdammnis bezahlen müssen. Der Icherzähler bei Gotthelf hat allerdings ein gnädigeres Los als seine biblischen Vorgänger und erhält, durch die Einsicht in seine Verfehlungen geläutert, eine zweite Chance: Vom „unaussprechlichen Schmerz“ in den Augen des gestorbenen Tieres getroffen, wird der Träumer aufgefordert: „Mache morgen gut, was du seit Jahren veruntreut!“ und erwacht aus seinem Alptraum – erwacht zugleich aus dem Dasein eines gleichgültigen Sünders, auf zu einem neuen Menschsein. Es bleibt unklar, was Gotthelf mit dieser Erzählung genau bewirken will;

---

<sup>7</sup> In der Erzählung in Dan. 5 geht es um einen „König“ Belsazar, der dort als Sohn des babylonischen Königs Nebukadnezar und letzter König Babylons bezeichnet wird; tatsächlich war Belsazar (gest. nach 539 v.Chr.) nicht Sohn Nebukadnezars II., sondern ein Sohn Nabonids, des Nachfolgers Nebukadnezars, der jedoch mit diesem nicht verwandt war. Belsazar war niemals König, führte jedoch als Kronprinz mehrere Jahre die Herrschaftsgeschäfte für seinen Vater. Seine Gestalt taucht in vielen rabbinischen Erzählungen, aber auch der griechischen Literatur auf; die Erzählung von Belsazars Gastmahl ist in der bildenden Kunst und der Literatur vielfach aufgenommen worden.

<sup>8</sup> Matth. 25,26.

ein Verbot des Schlachtens oder des Fleischkonsums wäre damals so wenig wie heute in Betracht gekommen, und der Autor selbst war zu keiner Zeit bekennender Vegetarier. Das hat er allerdings mit zwei deutschen Amtsbrüdern gemein, die sich zur gleichen Zeit wie Gotthelf Gedanken machten, wie man den Schutz der Tiere als unserer Mitgeschöpfe in der Gesellschaft etablieren und durch Gesetze festschreiben können: Durch die beiden Pfarrer Christian Adam Dann und Albert Knapp wurde der erste deutsche Tierschutzverein ins Leben gerufen, der 1837 in Stuttgart offiziell gegründet wurde. Wie bei Gotthelf wurde die Nutzung des Tieres bis hin zur Schlachtung nicht grundsätzlich in Frage gestellt; er betont jedoch, wie seine deutschen Amtsbrüder, die Leidensfähigkeit des tierlichen Individuums, das als Mitgeschöpf Respekt verdient – bis zum Tode.

### **Fromme Katzen, tratschende Rösser: Vom Handeln der Tiere**

Dass Mensch und Tier sich bei Gotthelf quasi auf Augenhöhe begegnen, kann nach diesem Rollentausch kaum verwundern. Von zwei Begegnungen zwischen Mensch und Tier im Werk Gotthelfs möchte ich noch berichten. Die erste dieser beiden Begegnungen hat etwas Groteskes, das an unheimliche Erzählungen aus der Feder Edgar Allan Poes erinnert, aber andererseits gut zu der naturmagischen Dichtung von Gotthelfs deutschsprachigen Zeitgenossen wie Droste-Hülshoff, Theodor Storm oder auch Fontane passt. Sie entstammt Gotthelfs zweitem, in den Jahren 1838/39 erschienenen Roman, der die *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* thematisiert, nämlich die schwierigen Lebens- und Arbeitsbedingungen eines Lehrers auf dem Lande. Der Protagonist Peter Käser beschreibt eine schwierige Situation, in der er sich befindet: Ein reicher Junggeselle in dem Dorf, in dem er lebt, ist gestorben. Der Verstorbene war ein Mann, den niemand mochte. Für ihn muss der junge Schulmeister nun die Grabrede halten. Bei der Vorbereitung der Trauerrede ist ihm bewusst, dass ein großes Leichenbegängnis wie das nun zu erwartende ein wichtiger Anlass ist, um seine rednerischen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, und damit eine willkommene Gelegenheit, der ansonsten eher gering geschätzten und wenig geachteten Rolle eines Dorfschulmeisters eine etwas glänzendere Seite abzugewinnen. Unter mehreren von ihm auf Vorrat geschriebenen Trauerreden wählt er mit Bedacht diejenige aus, die ihm dank der Hinweise auf die himmlischen Heerschaaren der Cherubin und Seraphin, die den Verstorbenen am Thron Gottes erwarten, am eindrucksvollsten erscheint. Als er nun die wohlgesetzte Rede im Trauerhaus vor der versammelten Trauergesellschaft zu Gehör bringt und ihren Erfolg schon annimmt, tritt ein nach außen hin eher unauffälliges, aber unerwartetes Ereignis ein, das den Redner aus der Fassung bringt und bei dem die echte Trauer einer Katze mit der aufgesetzten der menschlichen Zuhörerinnen und Zuhörer in scharfen Kontrast gerät. Peter Käser erzählt:

Die Katze stieg bitter mauend im Hause herum, mit aufgehobenem Schwanze an allen Türpfosten sich reibend und grimmigem Gesichte, so dass jeder fürchtete, sie fahre ihm in die Beine. Und als ich am schönsten über meine Seraphim und Cherubim redete und eben ein altes Mütterchen das Nastuch hervorzog, weil es von weitem eine Träne kommen fühlte, da kam die unglückliche Katze mit hohem Schweife, hässig mauend, wieder angestiegen, setzte sich mitten auf den Sarg, sah sich rundum und dann mir ins Gesicht. Mir wurde Angst und Bange, meine Cherubin und Seraphim stolperten übereinander, so schnell sie konnten, und sahen sich gar nicht nach Rührung um, sondern nur nach der Katze, die hoch oben auf dem Sarge saß. Erst als ich Amen sagte und den Angstschweiß mir von der Stirne wischte, trat die Haushälterin an die Katze, gab ihr einen Stoß und sagte: „Geyst ahe, du Hungl!“ Dann sahen beide grimmig einander an,

und die eine ging hier aus, die andere dort aus. Den Sarg aber mit der Leiche trug man von ihrem Hause weg aus ihrem Eigentum heraus, trug sie den Würmern zu; kein Denkmal ihres Seins hinterließ sie, kein Zeugnis, dass sie als vernünftiges Wesen gewaltet, keinen Zeugen, dass sie in Liebe tätig gewesen, nichts als die Katze, deren Mauern uns noch lange verfolgte. Aber kann eine Katze reden vor Gott? Wird Gott ihr Mauern verstehen?<sup>9</sup>

Von Anfang an wird hier die Katze als Person angeredet, ihr werden Gefühlsregungen und -ausdrücke zugeschrieben wie einer menschlichen Figur. Gleichzeitig hat ihr Auftreten etwas Unheimliches an sich, wie sich auch an der Katze in Gotthelfs Erzählung *Der Besuch auf dem Lande* zeigt, von der es in einer ähnlichen Situation nach dem Tod ihres Besitzers heißt: „Es war schon vorher etwas Unheimliches in der Katze“<sup>10</sup>. In der Erzählung des Schulmeisters von der Beerdigung des Geizigen ist das Unheimliche geradezu angsteinflößend: Der Icherzähler berichtet von Angstschweiß, eine geradezu absurde Situation, am helllichten Tage, umgeben von Menschen, bei einer für den Schulmeister alltäglichen Situation, noch dazu einer, in der der Schulmeister allein von allen Anwesenden sich nichts vorzuwerfen hat. Schließlich ist er der einzige, der dem Verstorbenen neutral gegenüberstand, ihn zwar nicht betrauert, aber auch nicht von seinem Tod profitiert und sich darüber freut, so wie die anderen Anwesenden. Dennoch ist er möglicherweise der einzige, der das Unheimliche, das von der Katze auf dem Sarg ausgeht, als Bedrohung wahrnimmt; von einer Reaktion der Zuhörerinnen und Zuhörer erfahren wir nur mittelbar im letzten Satz, dass das Miauen der Katze „uns noch lange verfolgte“. Man könnte es so interpretieren, dass nur der Schulmeister die Anklage versteht, die in dem Verhalten der Katze zum Ausdruck kommt: eine Anklage gegen die habsüchtigen Erben, die den Tod eines Mitmenschen einzig unter dem Aspekt ihres eigenen Gewinns sehen. Indem der Schulmeister mit seiner Trauerrede Anteil an dem zum Ritual verkommenden Abschied von einem Verstorbenen hat, erhält er auch einen Anteil an der Schuld der anderen – oder fühlt sich zumindest von der stummen Anklage der Katze betroffen. Ist die Sprache der Katze von solcher Art, dass nur die, die empfänglich dafür sind, ihre Bedeutung verstehen? Denn eine ganz andere Reaktion als der Schulmeister zeigt die Haushälterin, die sich vor der Katze aufbaut, ihr einen Stoß versetzt und sie auffordert, ihren erhöhten Platz auf dem Sarg – und damit im Mittelpunkt des Geschehens – zu räumen. Der Abgang der beiden wird wie der zweier Kontrahentinnen auf einem Kampfplatz geschildert, nach einem Kampf, der zumindest unentschieden ausgeht: „die eine ging hier aus, die andere dort aus“. Moralisch bleibt die Katze jedenfalls die Siegerin, sie behält das letzte Wort, in der Auseinandersetzung mit der Haushälterin wie als Fürsprecherin für den Verstorbenen. Angesichts der Vergänglichkeit alles Vergänglichen ist die Fürsprache der Katze bei Gott alles, was den Verstorbenen ins Jenseits begleitet. Nicht, dass damit der Geschichte ein ganz anderes Verständnis gegeben werden sollte, so als ob der verstorbene Geizige ein in Wahrheit liebenswerter Mensch gewesen sei, den nur seine menschliche Umwelt nicht verstand – das hieße den Text zu stark zu strapazieren. Worum es viel eher gehen mag, ist die gebotene Ehrfurcht angesichts der Endgültigkeit des Todes und der Würde des Verstorbenen und das Fehlen von

---

9 Jeremias Gotthelf: *Leiden und Freuden eines Schulmeisters. Zweiter Teil*. In: Jeremias Gotthelf: *Sämtliche Werke in 24 Bänden. Band III*. Hrsg. Rudolf Hunziker u. Hans Bloesch. Zürich: Eugen Rentsch Verlag 1921, S. 263-264.

10 Jeremias Gotthelf: *Hans Joggeli der Erbvetter*. In: Jeremias Gotthelf: *Sämtliche Werke in 24 Bänden. Band XIX. Kleinere Erzählungen. Viertes Teil*. Zürich: Eugen Rentsch Verlag 1920, S. 163-25, hier S. 231.

Heuchelei, durch das sich in dieser Geschichte nur die Katze auszeichnet, während durch seine unfreiwillige Teilnahme an der grotesken Trauerfeier nicht einmal der Schulmeister frei von Heuchelei ist.

Auch wenn wir nicht wissen, wie Gotthelf die Frage „kann eine Katze reden vor Gott?“ gemeint hat, ist sie mit der nächsten Frage: „Wird Gott ihr Mauern verstehen?“ jedenfalls schon beantwortet: Ja, sie kann; und mit „Wird Gott ihr Mauern verstehen?“ bleibt fast nur noch eine rhetorische Frage, deren positive Antwort sich für Gotthelf vermutlich von selbst ergibt. Denn es ist anzunehmen, dass Gotthelf die menschliche Unfähigkeit, die Sprache des Tieres zu verstehen, eher der allgemeinen Unfähigkeit des Menschen, die Sprache Gottes in der Natur zu vernehmen, gleichsetzt, als dass er von Gott dieselbe Unfähigkeit annehmen könnte. In dieser Geschichte wird klar, dass die Katze nicht nur die einzige ist, die in der Lage ist, einen vielleicht wenig liebenswerten Menschen dennoch uneigennützig zu betrauern und damit als einzige uneigennützig zu lieben, sondern die Katze auch jemand ist, deren Fürsprache bei Gott vermutlich nicht minder zählt als die eines Menschen, ja vielleicht sogar mehr. Einmal abgesehen von der theologischen Perspektive dieser Geschichte bleibt das Fazit: Als Person, und noch dazu als eine, mit der zu rechnen ist, und sei man auch der liebe Gott, sieht Gotthelf die Katze in dieser Geschichte von Anfang an.

In einer anderen Erzählung Gotthelfs vernimmt der Icherzähler *Merkwürdige Reden gehört zu Krebsligen zwischen zwölf und ein Uhr in der Heiligen Nacht*.<sup>11</sup> Er ist in dienstlichem Auftrag seines Fürsten unterwegs, von dem er sich gerade über die christlichen Feiertage gern entfernt, denn während der Fürst „altgläubig“ ist, ist er selbst „über solche altväterischen Dinge“ hinaus, und es ist ihm unangenehm, so „tun zu müssen, als sei ich Christ, der ich über solche Dinge weit hinaus bin“, und „während die andern vor einem, den sie den Höchsten nennen, knieen, trage ich doch das schöne Bewußtsein in mir, daß ich weithin in der weiten Runde der Höchste sei.“<sup>12</sup> So ist er auch diesmal über die Feiertage dienstlich unterwegs und verbringt den Weihnachtsabend in einem Gasthaus auf dem Lande.

Es war eine herrliche Nacht, und die Natur leuchtete sehr hell und kühl, und mir war sehr warm. Romantisch bin ich nicht, aus andern Gründen ging ich etwas nebens Haus.

Dort hörte ich auf einmal gar seltsame Laute, es war, als ob Mäuse piffen und gixten, wie sie es tun, wenn man ihnen auf den Stiel trappelt, aber die seltsamen Töne, welche hinter einer Ecke hervor aus einem Kellerloch zu kommen schienen, verstand ich. „Es ist unerträglich!“ quixte eine dünne Stimme, „will der Gstabi nicht bald ins Nest? [...] Der trinkt noch mit dem Wirt ein Gläschen Cognac und fragt nach der Stimmung. Wenn wir etwas wollen, so müssen wir anderswohin, sonst graut der Morgen, ehe wir ein Brösmeli haben.“ Dies hörte ich noch, als ich um die Ecke zur Tür schwenkte, vor welcher der Hund saß und ins Blaue boll. Aber wie versteinert stand ich, als ich in rauhem Baß die Worte hörte: „Warum billst du diese Nacht nicht?“ Und durch die Lüfte antwortete eine Stimme: „Wir haben heute geküchelt, und ich habe keine KÜchli bekommen, da werde ich künftig nicht mehr so fleißig sein mit Wachen und Bellen.“ „Bhüt dih Gott, leb wohl, Blaß!“, flüsterte eine zärtliche Stimme, und eine große, schwarze Katze strich dem Hund um die Beine, während eine kleinere mit aufgehobenem Schweife unter der Türe stand. „Wo zum Schinder willst du hin?“ frug der Blaß. „Fort will ich. Seitdem kein Feierabend mehr ist, sind keine Mäuse mehr zu kriegen, und jetzt bleiben unsere Jungfrauen wieder da, und solange die da sind, ists für uns Katzen mit dem übrigen Mäusen aus; die puscheln uns schrecklich ins Handwerk. So will ich fort und an einem bessern Orte mein Brot

11 Jeremias Gotthelf: *Merkwürdige Reden gehört zu Krebsligen zwischen zwölf und ein Uhr in der Heiligen Nacht*. In: Jeremias Gotthelf: *Sämtliche Werke in 24 Bänden. Band XVIII. Kleinere Erzählungen. Dritter Teil*. Hrsg. Rudolf Hunziker u. Hans Bloesch. Zürich: Eugen Rentsch Verlag 1947, S. 105-119.

12 Ebd., S. 106.

suchen. Komm mit, Blaß!" Da sah Blaß mich in der Ecke stehen und boll mit fürchterlicher Stimme nach mir hin: „Wotsch furt, du Schelm!" Unwillkürlich fuhrs mir in die Beine, ich sprang der Scheune zu, die nicht weit vom Hause lag. Ein seltsames Tönen stellte meine Flucht. Dieses Tönen war feierlich, grauenhaft, kam vom Roßstalle her, und daraus wickelten sich folgende Töne hervor: „Zwölfe hats vom Turm geklungen / Brüder, Schwestern, auf, erwacht! Seht, die Bande unserer Zungen / Sind mit einem Riß zersprungen / Vor der unsichtbaren Macht, / Der die Engel einst gesungen / In der Christen heiligen Nacht! / Auf, erwacht!"

Da fiel mir ein aus meiner Jugend her, daß die Tiere in der Heiligen Nacht eine Stunde sollten reden können. Jch hatte es längst nicht mehr geglaubt, nebst noch vielem anderen nicht, und jetzt auf der obersten Stufe der Aufklärung sollte mir so etwas begegnen! Jch wollte mich überreden, es treibe jemand mit mir Schindluder, und es dünkte mich, wenn ich nur die Polizei bei mir hätte. Aber ich konnte nicht ab Platz, und es war mir selbst, als hätten wir sie in den letzten Tage versteigert. Und kaum hatte ich das gedacht, so erscholl, Welten durchzitternd wie verhaltener Donner, aus gewaltigen Kehlen der Spruch: „Ja, wir fühls, lustdurchdrungen, / Daß das schwere Band der Zungen / Mit dem ersten Glockenklang / Gleich des Kornes Hülse sprang. / Ja, wir sind, wir sind erwacht; / Auf benutz der Stunde Macht!"

„Lebst du noch, du alter Kratten?" frug aus dem verhallenden Chor eine mutwillige Stimme. „Als wir uns letztes Jahr in Hallau trafen, dachte ich nicht, dass du an deinem Kachelcharren die heutige Stunde erleben werdest." „Jch auch nicht", antwortete das angesprochene Roß. „Aber es ging mir im vergangenen Jahre gut. Jetz bin ich ein Staatsroß und fordere Respekt." Da lachten alle, dass der Boden unter den Füßen mir wackelte. „Du ein Staatsroß?" „Ja. Ein Lohnkutscher sah mich und kaufte mich. Er bediente einen Herrn, der von Rossen nichts versteht, alle verderbt, aber vornehm fahren möchte wie ein vornehmer Herr. Der lag dem Kutscher schon lange an, er solle doch einen Stumper kaufen, die langen Schwänze könne er nicht leiden, man werde immer gespritzt. Mein Herr wußte, wo der Has im Pfeffer lag, kaufte mich um dreizehn Gulden Reichsgeld und spannt mich nun dem vornehmen Herrn ein als ein Staatsroß. Er sagte ihm, ich sei ein vornehmer Engländer, koste siebenundvierzig Louisdors, ein Lord habe mich in Baden verspielt. Nun hat mein Herr Respekt vor mir, fast wie vor einem vornehmen Herrn, macht mit mir Staat im Lande herum, füttert mich brav, hat immer Angst, er könnte mir übertun und siebenundvierzig Louisdors auf seinen Buckel fallen. So habe ichs gut in meinen alten Tagen, schlage alle Tage zweimal aus, dann sagt mein Herr „La, la!", und wenn es gegen einen Ort, besonders ein Städtchen geht, so setze ich mich in kurzen Galopp, der meinen steifen Beinen am besten zusagt, dann sagt mein Herr, „Na, na!", und wenn er aussteigt, stellt er sich neben mich, um dem Wirt den schönen Stumper rühmen zu hören, und dann erzählt er von den siebenundvierzig Dublonen und dem Engländer, dass ich den Wirt nicht ansehen darf aus Furcht, er lache mir ins Gesicht."

Jch wusste nicht, träumte oder wachte ich, als mein Roß mich so runtermachte, aber antworten konnte ich nicht.<sup>13</sup>

Tatsächlich gibt es in vielen Gegenden im deutschen Sprachraum die Überlieferung, dass Rinder, Pferde oder andere in der Christnacht, zu Silvester oder in den Rauh Nächten mit menschlicher Sprache sprechen können.<sup>14</sup> Dem Leser wird erst im hier zuletzt zitierten Satz deutlich, dass der pferdeunkundige, dünkelfhafte Herr des Pferdes, über den sich das Pferd mit gutmütigem Spott lustig macht, kein anderer ist als der Icherzähler selbst. Und während es dem Menschen die Sprache verschlagen hat – „aber antworten konnte ich nicht" – berichten nach dem Pferd des Icherzählers nun auch die anderen Pferde der Reihe nach, was sie im vergangenen Jahr erlebt haben. Ihre menschlichen Herren kommen dabei meistens sehr viel schlechter weg als der Icherzähler, dessen Pferd ihn eher peinlich und etwas lächerlich findet, während es über sein Verhalten ihm gegenüber nichts zu klagen hat. Besonders die Stallknechte sind es, über deren Grausamkeit sich die Pferde beklagen, weil sie ihnen durch häufige Schläge, Nahrungsentzug und andere Quälereien das Leben schwer, ja oft zur Hölle

<sup>13</sup> Ebd., S. 107-110.

<sup>14</sup> Siehe Wirth: „Rind". In: *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Band VII.* Hrsg. von Eduard Hoffmann-Krayer u. Hanns Bächtold-Stäubli. Berlin: Walter de Gruyter 1935/36, Sp. 698 und Weiser-Aall: „Weihnacht". In: *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Band IX.* 1938-1941, Sp. 926.

machen. Eins der älteren Tier ergreift zuletzt das Wort und malt sich ein Mittel aus, das die Situation grundlegend ändern könnte:

„Jch habe auch schon lange darüber nachgedacht und wüsste keinen besseren Rat, als wenn man auf irgendeine Weise ein Gesetz bewirken könnte, daß von nun an die Stallknechte zu Stubenmeitlene gemacht werden sollte und die Stubenmeitleni zu Stallknechten. Erstlich gefallen mir die Stubenmeitleni im ganzen genommen selbst besser als die Stallknechte, zweitens würden sie manierlicher mit einem umgehen, und drittens würden unsere Herren viel häufiger daran denken, dass sie ein Roß im Stall hätten, daß sie nachsehen müßten, ob es seine Sache habe, ja, mancher ließe sich aus lauter Zärtlichkeit für sein Roß seinen Schoppen in den Stall zum ehemaligen Stuben-, gegenwärtigen Stallmeitli bringen. Das ist meine Meinung; wenn jemand eine bessere hat, so sage er sie auch!“ Aber da redete keiner verständlich, freudige Töne widerhallten an den Wänden, es war, als ob sie klatschen wollten in voller Herzensfreude [...] Die Begeisterung drang immer tiefer in die Töne ein, durch die Töne durch – da schlug es am Kirchturme eins. Und Stille wars plötzlich im Stalle, stille ringsum. Jch war wie in einer anderen Welt. Jch sah den Mond wieder scheinen, sah, wie der Wirt vorsichtig ums Haus schlich, er wollte mich suchen und hätte mich nicht gern überrascht; und ergriffen, wie ich war, hätte ich gerne ohne ihn mich ins Bett gedrückt. Jch wartete, bis er hinter dem Hause war, aber wie ich zur Vordertüre leise eintrat, kam er zur Hintertüre herein, begrüßte mich mit den üblichen Worten und sagte, es werde mir wohl noch ein Gläschen belieben? Jch dankte, nahm ein Licht und ließ den Wirt stehn, der nun ein Gläschen für mich und eins für sich wird getrunken haben.

Jch aber erlebte eine erbärmliche Nacht. Alles, was ich ehemals geglaubt hatte und jetzt nicht mehr, gramselfte mir vor den Augen herum, machte seine Rechte geltend, trieb mir der Hölle heißen Pfahl in die Seele, und ich konnte mich mit nichts wehren als einem öden Nichtsglauben, der keine Gründe hatte und vor jedem Gespensterwesen davonfloh und feige sich barg. Und zu der Angst kam die Neugierde, wie die Pferde zu einem solchen Gesetz hätten kommen wollen, und wessen Verwendung sie angesprochen, wem sie die Redaktion übertragen hätten? Dann das Leid über die menschliche Beschränktheit, welche die Ohren, besonders wenn Baumwolle darin ist, nur an einem Orte haben kann. Jch hatte in den Kuhställen brummen hören, grunzen bei den Schweinen, sogar die Hühner schienen leise Gespräche zu führen, aber wegen den Pferden konnte ich die alle nicht hören, und mit Schlag ein Uhr war das alles aus. Es plagte mich die Verlegenheit, ob ich etwas von dem Gehörten erzählen sollte oder alles für mich behalten und den Ungläubigen fortspielen. Wo so viel einen Menschen plagt, da kann man denken, wie elend es dem Menschen wird.

Es waren Nadeln im Bette, ich musste aufstehen. Jch schrieb das Erlebte nieder und alle meine Peinigungen. Jch will es fest verwahren; bei meinen Lebzeiten wird es kaum ein Mensch erblicken, und ob meine Enkel es erblicken werden, hängt von der Weise ab, in der ich sterbe. Aber leben möchte ich noch ein Jahr, um zu vernehmen, wie und was Kühe und Hühner sprechen.<sup>15</sup>

Der Icherzähler bezeichnet sich als aufgeklärt, von „altväterischen Dingen“ wie Religion hält er nichts und ist auch nicht romantisch veranlagt. Während er den Tieren zuhört, durchlebt er die unterschiedlichsten Empfindungen: Erschrecken, Scham, Zorn. Zurück bleibt ein nachhaltiges Erstaunen, Neugier und die Erkenntnis, dass es mit seiner Rationalität, die er nun als „öden Nichtsglauben“ empfindet, vielleicht doch nicht soweit her sei wie er bisher gedacht. Zuletzt klingt an, was der Volksglaube noch weiß von der Nacht, in der die Tiere sprechen: dass derjenige, der ihnen dabei zuhört, bald sterben muss – und der Icherzähler möchte doch mindestens ein weiteres Mal die Möglichkeit haben, noch anderen Tieren zuzuhören. Er, der sich der altväterischen Glaubensüberzeugungen aus seiner Jugend entledigt hat und sich als aufgeklärten Menschen sieht, hat auf einmal keine wichtigeren Zukunftspläne mehr als den scheinbar so unvernünftigen Tieren noch ein weiteres Mal zuhören zu können.

15 Gotthelf: *Merkwürdige Reden*, S. 117-119.

## Vom Symbol zum Individuum: Zwei Begriffe vom „Tier“

Mit dem Stichwort der Aufklärung ist ein wesentlicher Begriff für das Denken und Werk des Literaten und Pfarrers Gotthelf/Bitzius genannt, der ein erklärter Anhänger der rationalen Theologie war. Von der Aufklärung her denkend, ist ihm wie seinem älteren Zeitgenossen Johann Gottfried Herder (1744-1803) wesentlich, die cartesianische Trennung von Leib und Geist zu überwinden und eine Aufwertung der Sinnlichkeit, immer jedoch im bürgerlichen Rahmen, vorzunehmen. Dennoch gibt es auch in der Theologie der Aufklärung ein dualistisches Element der Trennung von Geist und Leib, das dem Projekt der „Rehabilitation der Sinnlichkeit“<sup>16</sup> jedoch keineswegs zuwiderläuft. Herder beschreibt diesen Dualismus:

Er [der Mensch] stellt also zwei Welten auf einmal dar; und das macht die anscheinende Duplicität seines Wesens. [...] Der größte Teil der Menschen ist Tier; zur Humanität hat er bloß die Fähigkeit auf die Welt gebracht und sie muß ihm durch Mühe und Fleiß erst angebildet werden.<sup>17</sup>

Gotthelf beschreibt denselben Dualismus im Schulmeisterroman in seiner bildhaften Weise, und leitet eine Forderung ab:

Ein alt, schön Lied sagt, der Mensch sei halb Tier, halb Engel, das heißt, als Tier wird er geboren, ein Engel soll er werden. Dazu besitzt er die Anlagen, dazu hilft ihm Gott, dazu beruft ihn das Christentum. Aus dem Tier muss sich der Engel herauskämpfen, wie aus der Puppe der Schmetterling sich entfaltet.<sup>18</sup>

An vielen Stellen in seinem Werk, besonders auch in seinen Predigten, beschreibt Gotthelf den Kampf, den der Engel mit dem Tier auszufechten hat. Der Mensch ist unvollkommen und hilflos, doch ebenso wie diese Hilflosigkeit ist ihm auch die Fähigkeit angeboren, „durch das freye Wollen der Vernunft“<sup>19</sup> aus dieser Situation zu ent-rinnen und sich zu seiner eigentlichen Bestimmung, der Erkenntnis seiner selbst und Gottes, und vor allem zu einem mündigen Bürger zu entwickeln. Doch wenn Gotthelf dabei das Tier am einen und den Engel am anderen Ende der Skala möglicher Entwicklungsmöglichkeiten ansiedelt, mit dem Menschen quasi als Zwischenexistenz zwischen beiden, so hat er doch ebenso wenig eine eigene Angelologie entwickelt wie eine Theologie vom Tier. Tier wie Engel sind für ihn hier keine konkreten Individuen, sie sind in der theologischen Anthropologie Gotthelfs vielmehr Chiffren für menschliche Potenziale. Sie sind hier Symbol, nicht Individuum.

Ganz anders klingt es, wenn Gotthelf konkreten tierlichen Individuen das Wort verleiht, wie in den drei zitierten Stellen aus seinem Werk. Dort sind sie Individuen, Personen im eigentlichen Sinn des Wortes. Die tierlichen Personen in Gotthelfs Werk, wie zuletzt die Pferde in dieser Erzählung vom Weihnachtsabend, fragen nach Gerechtigkeit, erheben Anklage, fällen Urteile und machen sogar Gesetzesvorschläge. Die Tiere sind Teil einer Natur, die von dem vermeintlich aufgeklärten Icherzähler

---

16 Panajotis Kondylis: *Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus*. Hamburg: Felix Meiner Verlag 2002, S. 15. Zitiert nach Manuela Heiniger: *Der mündige Bürger. Politische Anthropologie in Jeremias Gotthelfs „Bildern und Sagen aus der Schweiz“*. Hildesheim: Georg Olms Verlag 2015, S. 63.

17 Johann Gottfried Herder: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*. In: *Werke. Band III.1*, S. 180. Zitiert nach Heiniger: *Der mündige Bürger*, S. 64.

18 Jeremias Gotthelf: *Leiden und Freuden eines Schulmeisters. Erster Teil*. In: Jeremias Gotthelf: *Sämtliche Werke in 24 Bänden. Band II*. Hrsg. Rudolf Hunziker u. Hans Bloesch. Zürich: Eugen Rentsch Verlag 1921, S. 86.

19 Jeremias Gotthelf: *Predigt über Apg 4, 12*. In: Jeremias Gotthelf: *Historisch-Kritische Gesamtausgabe. Abtei-lung E. Band 1.4. Predigten 1831-1840. Notizbücher. Undatierte. Kasualreden*. Hrsg. von Manuela Heiniger. Hildesheim: Georg Olms Verlag 2015, S. 753-760, hier S. 757.

zunächst als reine, verstandslose Materie angesehen werden, aber sie belehren ihn eines Besseren. Der Zusammenhang zwischen der Natur und der Religion wird in dieser Erzählung hergestellt durch den Zeitpunkt, zu dem die Tiere diese Begabung erhalten, nämlich die Weihnacht. Durch das Warten auf die Nacht, in der der Erlöser geboren ist, wird dessen Erlösungshandeln auch auf die nichtmenschliche Natur ausgedehnt. Ob der Theologe Gotthelf so weit gehen würde, das Christentum und damit die Erlösung auch auf Tiere anzuwenden, wissen wir nicht. Gewiss ist, dass er Tieren in seiner Erzählung dieselben Gefühlsregungen und Charakteristika zuschreibt wie den Menschen. Sie besitzen dieselbe Leidensfähigkeit und sogar dieselbe Fähigkeit, moralisch zu urteilen. Sie sind nicht nur *moral patients*, sondern auch *moral agents*.<sup>20</sup>

Auf ein besonderes Element in der letzten Geschichte, in der Nacht der sprechenden Pferde, möchte ich noch hinweisen. Denn dass Tiere im Menschen Gefühle hervorrufen, Schrecken oder Zorn, Zärtlichkeit oder Abscheu, ist alltäglich. Früher waren es wilde Tiere, die eine reale Bedrohung darstellten, Hunde rufen mitunter auch heute noch Angst hervor, und für abergläubische Menschen sind schwarze Katzen erschreckend; das Unheimliche, für das manche Tiere in der Literatur stehen konnten, hat nicht nur bei Gotthelf Parallelen. Auch dass Menschen auf Tiere zornig sind, dürfte auch heute noch Alltag in der Tierausbeutung sein, sei es bei störrischen Eseln, Pferden, die nicht die Siegetrophäe beim Springturnier erringen, oder Schweinen, die sich nicht ohne Gegenwehr ins Schlachthaus treiben lassen. Manche Reptilien oder Insekten rufen ebenso unweigerlich Ekelgefühle in manchen Menschen hervor, wie andererseits niedliche Tierkinder meist Zärtlichkeit und Mitgefühl wecken. In der Regel sind die Tiere daran vollkommen unschuldig und rufen solche Reaktion nur durch ihr artgemäßes Agieren oder sogar ihr bloßes Dasein und Aussehen hervor. Nicht so in der Erzählung Gotthelfs. Dass ein Tier den Menschen beschämt, weil es mehr weiß als dieser, ist ein Novum. Da der Icherzähler von einem anderen Menschen über den Wert des Tieres betrogen wurde und das Pferd auf der Seite der Wissenden ist, wird der betrogene Pferdekäufer ins Lächerliche gezogen, während das Tier selbst, das ohne sein Zutun Gegenstand des Betrugs geworden ist, zwischen Scham und Belustigung hin- und hergerissen zu sein scheint. Das Tier als eine Person, das durch sein Dasein und in einer bestimmten Situation den Menschen durch sein Erkennen beschämt, so dass er sich bloßgestellt fühlt, ist etwas, von dem wir gemeinhin dachten, dass wir es bei Jacques Derrida und seiner Katze zum ersten Mal lesen.<sup>21</sup> Nun, Gotthelf ging ihm hierin voraus.

Für das Handeln und Reden der Tiere war Gotthelfs Icherzähler nach dieser seltsamen Weihnacht offen. Nicht nur, dass sein Pferd ihn beschämt hat und die Grenzen seiner vermeintlichen Rationalität aufgezeigt – ihm wird auch das Reden und Sprechen anderer Tiere nach diesem Erlebnis bemerkenswert und wichtig. So wichtig, dass er seinen Bericht schließt mit den Worten: „Aber leben möchte ich noch ein Jahr, um zu vernehmen, wie und was Kühe und Hühner sprechen.“<sup>22</sup> Und wer möchte das nicht.

**20** Zu den Begriffen *moral agents/moral patients*, ihrer Herleitung von der Philosophie Immanuel Kants und ihrer Einführung in die Tierrechtsdiskussion durch Leonard Nelson im Jahr 1932 siehe z.B. Martin Balluch: „Autonomie“. In: *Lexikon der Mensch-Tier-Beziehungen*. Hrsg. von Klaus Petrus u. Arianna Ferrari. Bielefeld: Transcript Verlag 2015, S. 55.

**21** Jacques Derrida: *Das Tier, das ich also bin*. Wien: Passagen Verlag 2010.

**22** Gotthelf: *Merkwürdige Reden*, S. 119.

